

**Zeitschrift:** Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA  
**Herausgeber:** Verein für Schweizerisches Heimwesen  
**Band:** 52 (1981)  
**Heft:** 11  
  
**Rubrik:** Notizen im November

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 28.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Alterspolitik würde damit realistischer und hautnah.

Der Medizin ist es gelungen, das Lebensalter zu verlängern. Wir sind damit aber auch aufgerufen, es

sinnvoll zu gestalten. Das bedingt die Zusammenarbeit aller Altersstufen. Das daraus entstehende gegenseitige Verständnis könnte dazu beitragen, dem Auseinanderleben der Generationen Einhalt zu gebieten.  
D. R., Zürich

---

Heinz Bollinger:

## Notizen im November

Drogenprobleme und kein Ende. Man redet über sie (fast) ohne Unterlass. «Nicht schon wieder!» würden wohl viele Leser ausrufen, schreibt der Leiter der Schenkung Dapples in Zürich, Hans Ulrich Meier, «wenn sie entdecken, dass mein diesjähriger Jahresbericht (1980) mit Drogenproblemen zu tun hat. Wir wissen es doch, wir sind überinformiert, wir haben genug!»

Zwar liegt «das Drogenproblem» als drohender Schatten wie eine Gewitterwolke über uns allen, und niemand weiss genau, ob und allenfalls wann es noch zum Hagelschlag kommt. Aber trotzdem erscheint mir die von H. U. Meier namhaft gemachte Abwehrreaktion nicht völlig unbegreiflich. Man kann sich in der Tat überinformiert fühlen. Man kann von derlei Dingen mitunter genug (gehört, gelesen) haben.

Allerdings ist die Frage die: Wurden wir bislang alleweil richtig informiert? Haben wir in Wahrheit bisher schon genug davon gehört und gelesen, was die Drogensucht eigentlich ist? Wissen wir verlässlich genug, woher sie rührt und worin ihr Wesen besteht? Oder gilt unser Genughaben nicht lediglich der immer wieder versuchten Beschreibung ihrer Symptome und ihrer — verhängnisvollen — Wirkungen?

«Die Drogensucht der Jugendlichen ist eine von ihnen gefundene Therapie der schweren und bösartigen Formen der adoleszenten Identitätskrise.» Der zitierte Satz hat mich elektrisiert. Er stammt aus der Schrift «Theorie-Ansatz der Drogensucht», welche (verfasst von Dr. med. K. J. Deissler, W. Feller, M. Riesen u. a.) im Sommer 1981 erschienen ist, herausgegeben von der Stiftung Drogenhilfe Aebi-Hus/Maison Blanche in Läubringen.

Ueber daß Aebi-Hus hat man früher (als es noch in Brüttelen war) eine Zeitlang eher zwiespältige Dinge zu hören und zu lesen bekommen. Umso lieber sage ich jetzt, dass mir noch selten so viele schockierend gescheite, einleuchtende Feststellungen und Ueberlegungen gedruckt vor Augen gekommen sind wie eben in diesem Orangebuch aus dem Läubringer Aebi-Hus.

Es ist nicht nur ein gescheites kleines Buch, sondern auch geeignet, uns über die Denkanstösse, die es gibt, hinaus Mut zu machen. Es zeigt uns — zumindest: kann uns zeigen, dass wir vielleicht doch nicht bloss ergeben-verlegen und ratlos abwarten müssen, bis sich die bedrohliche Wolke über uns entlädt und und der Hagelschlag des Gewittersturms ersäuft und erschlägt.

\*

Ohne langen Firlefan: Der Zürcher «Tages-Anzeiger» hat mich schon wiederholt verstimmt, was den Fachblattlesern ja gewiss nicht verborgen geblieben sein kann. Es macht mich einfach gopfergessen muff, wenn inkompetente Zeitungsschreiber sich öffentlich über Dinge ein Urteil anmassen, von denen sie keinen Hochschein haben. Diesmal freilich lobe ich, weil man loben muss.

Noch während der diesjährigen Sommerferien erschien im «Tages-Anzeiger» über ein Zürcher Schulheim ein Bildbericht, vor dessen Verfasser ich nur den Hut ziehen kann. Ich habe mich beim Lesen ehrlich gefreut. Von blasser Schönfärberei keine Spur — aber auch nicht vom (sonst üblichen) Gegenteil. Natürlich ziehe ich auch vor dem Heimleiter und den übrigen Auskunftspersonen den Hut, weil ihre Antworten so ausgefallen sein müssen, dass der Zeitungsmann von diesen den rechten Gebrauch hat machen können.

Zitat: «Wenn man» Heimleiter X «von seinen Schützlingen reden hört, glaubt man, ein Vater rede von seinen Kindern. Aber gerade diesen Vergleich weist «X» weit von sich. Er, die Erzieher und Lehrer, können den Jungen nie ein Elternersatz sein. Wenn schon 80 Prozent der Insassen Scheidungswaisen seien, könne man sich nur darauf beschränken, *das Kind zu leiten* und für ein späteres Leben, draussen «in der Welt» vorzubereiten.»

Ueber die im Zitat sichtbar werdende Abwehr des Heimleiters, sich die Rolle des Vaters bzw. Ersatzvaters zuschreiben zu lassen, habe ich mich ein bisschen gewundert und ich tue es noch. Weshalb bloss

die Aengstlichkeit? Was könnte in dem vom Journalisten angetippten Zusammenhang des *Vaterseins* denn anders meinen als jene Haltung des Leiters und der Erzieher im Heim, die es dem Kind möglich macht, sein lädiertes Bild des natürlichen Vaters zu sanieren und ein schmerzliches Defizit allmählich zu besänftigen? Solches einem Kleinkind möglich zu machen, kann ja nicht unehrenhaft oder schädigend sein. Wenn Alexander Mitscherlich von der «vaterlosen Gesellschaft» spricht, qualifiziert er damit diese Gesellschaft nicht als besonders gute, fortschrittliche Gesellschaft. Also kann es wohl auch nicht der eigentliche Sinn der Heimerziehung sein, dass sich die Erzieher bloss wie Funktionäre einer vaterlosen Gesellschaft darauf beschränken, das Kind im Heim dazu anzuhalten, mit halb oder ganz zerstörten Bildern leben zu lernen.

\*

In einem schönen, durchaus positiven Bericht über die Stiftung Bernaville bei Schwarzenburg, der in der Zeitschrift «Leben und Glauben» erschienen ist, finden sich die folgenden Sätze:

«Wir können es nicht wissen, und es ist vom medizinischen Standpunkt her kaum wahrscheinlich, dass sie sich ihres geistigen Zustandes und ihrer Ausnahmestellung in der menschlichen Gesellschaft bewusst sind. Wir nennen sie ‚geistigbehindert‘. Sie sind kindlich geblieben oder wieder kindlich geworden nach Gesetzen oder Vorgängen, die wir nach wie vor wissenschaftlich kaum gültig erklären können. Sie leben in ihrer eigenen, von der unseren verschiedenen Welt. Doch sie sind auf Hilfe und Betreuung angewiesen, wenn sie in unserer Welt überleben sollen. Diese Hilfe und Betreuung muss Dankleistung sein von jenen, die mit gesundem Geist die weiterreichenden Möglichkeiten und Schönheiten des menschlichen Lebens erfassen dürfen.»

Niemand wird und keiner kann an diesen Sätzen anstossen. Denn es ist ja wahr, dass die, die wir Geistigbehinderte nennen, irgendwie kindlich geworden oder geblieben sind, dass sie Hilfe brauchen, wenn sie in der «normalen» Welt überleben sollen, und dass bis heute keine Wissenschaft das Weshalb und

das Wozu der Kindlichkeit, die im Hinblick auf das Ueberlebenkönnen schutzbedürftig macht, hinlänglich zu erklären, in die Form allgemein anerkannter Gesetzmässigkeit zu bringen vermocht hat. Aber wie denn und was dann, wenn die Gesunden, die Normalen nicht einfach bloss nicht willens, sondern vielmehr (selbst «mit dem besten Willen») ausserstande sind, in der nötigen Hilfe für die Behinderten eine Dankleistung zu sehen, die sie — sozusagen als Entgelt für das eigene Normalsein — schulden?

Wohl kaum zufällig heisst es in «Leben und Glauben» an anderer Stelle des Berichts: «Nicht alle Leute können sich damit abfinden, ein Heim mit derart besondern Insassen in ihrer Nachbarschaft zu haben. Nicht alle enthalten sich geringschätziger Gedanken und Bemerkungen, wenn sie einem solchen Insassen auf der Strasse oder in der Wirtschaft begegnen.» Auch ich ertappe mich hin und wieder bei dieser Geringschätzung und ich weiss, dass sie bis zur Furcht und zum Ekel reichen kann. Unvergesslich sind mir die Aeusserungen eines Erziehungsheimleiters, welcher sich, nachdem er erstmals ein Altersheim von innen kennengelernt hatte, hinterher über die dort beobachteten Erscheinungsformen geistigen Abbaus nicht genug wundern konnte. Mit «Aufklärung» und «Information», mit Aufrufen und moralischen Appellen lässt sich vielleicht ein kurzfristiges Gefühl für die geschuldete Pflicht und fast ein schlechtes Gewissen erzeugen, schwerlich jedoch eine dauerhafte Aenderung der Grundhaltung. Denn an der Andersartigkeit des Behinderten bin ich (sogar als Vater eines behinderten Kindes) schliesslich ja nicht «schuld», zumal solange sie wissenschaftlich nicht erklärt werden kann. Und wieso soll ich als gesunder und normaler Mensch verpflichtet sein, aus Dankbarkeit etwas abgeben zu *müssen*, was als Normalfall und als Allgemeinbesitz doch selbstverständlich ist?

Was hier folgt, hat den Charakter des Vorläufigen und wird mit aller Behutsamkeit gesagt: Auch der in «Leben und Glauben» erschienene, unzweifelhaft ernstgemeinte Appell geht letztlich von der Annahme aus, was uns tauglich mache und dazu befähige, uns ohne Fremdhilfe in unserer Welt zu behaupten, was uns also Unabhängigkeit und «Freiheit» ermögliche, sei gleichsam der oberste Wert des menschlichen Lebens und mithin der Hilfsbedürftigkeit in jeder Form weit überlegen. Dieser Wertbegriff, der dem Vorstellungsbereich des Bewirkens und des Machens entstammt, greift zu kurz, weil er die Andersartigkeit des Behinderten nicht erklären kann, sondern uns lediglich dazu verleitet, sie entweder zu bemitleiden oder geringzuschätzen. Er ist sogar im Ansatz falsch, weil die Annahme, die ihm zugrunde liegt, vom Anspruch lebt, der Mensch selber müsse die Instanz sein, welche die Werthhaftigkeit des Lebens definitiv zu beurteilen und welche festzulegen haben, was die Menschlichkeit des Menschen ausmache.

Diese Annahme ist falsch und der Anspruch überheblich, was freilich nicht ausschliesst, dass beide verbreitet sind und dass sie tief sitzen. Sie — und nur sie sind gemeint, wenn und wo die Bibel sagt: Metanoie, ändert euern Sinn!



immer besonders gut  
und ausgiebig

**ORRIS-FETTWERK AG**  
**6300 ZUG**

Tel. 042 31 19 36